

10]

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richopin. Uebersetzt von G. L.

„Nein,“ erwiderte er. „Ich gehe zu den Schweizerinnen schlafen.“

Dann mit einem bitteren Auflachen:

„Vielleicht giebt es da wenigstens noch Disziplin. Zum Donnerwetter!“

VI.

Als ich mich nach Champrais zurückwandte, war den ganzen Weg entlang in mir, wie um mich herum das gleiche wirbelnde Chaos. Wie diese Trunkenen brüllten und sich stießen, so wirbelten auch meine Gedanken in einem lärmenden Chaos und konnten nicht zur Ordnung kommen. Alles ging durcheinander, alles hüllte sich in Nebel: Dankbarkeit und Groll gegen den Kapitän, der mich bald als Freund, bald als Feind behandelt hatte; Mitleid mit seiner angstvollen Beklemmung; Befremden, wenn ich an seinen Zornausbruch dachte; ein wirklicher Schrecken über seinen unerklärlichen Haß gegen Paul; ein wahnsinniges Verlangen, die Wahrheit über den Inhalt dieser geheimnißvollen vierten Seite zu erhalten, die er mich zu lesen verhindert hatte. Und auf der andern Seite hatte ich außer diesen an sich schon so durcheinander laufenden Empfindungen noch andere auf Paul bezügliche Empfindungen, die sich ebenfalls gegenseitig widersprachen. Ich fragte mich, ob ich ihn anklagen oder verdammen sollte, und aus welchen Gründen er sich an seinem Vater rächen wollte. Und dazu noch diese Liebe! Wie sehr ich mich auch anstrengte, ich konnte ihre Geschichte nicht ergründen. Wie konnte diese Leidenschaft, die ich als so leusch, so halb mystisch kennen gelernt hatte, in einem so schimpflichen Zusammenleben einmünden, wo das Weib den Geliebten anhält? Und sollte ich in Cesarine, in meiner sagenumwobenen Cesarine von damals wirklich nichts anderes als die von dem Kapitän sogenannte gemeine und alte Schlampe erblicken? Was! Die Geliebte Heurtault's? Und eines Hauses anderer? War das faßbar? Die Informationen des Kapitäns, ja, die sprachen ohne Zweifel dafür. Aber von wem hatte er sie? Warum hatte ich ihn nicht darüber befragt? Und indem mir das alles gleichzeitig aufstieg, zogen in meinem Gehirn wie in einer tollen Sarabande, deren Figuren sich in einander schlangen, der Kapitän vorbei, wie er den Brief, dessen letzte Seite er mir verbarg, schwenkte, wie er gemeine Befehdungen gegen seinen Sohn ausstieß, der die Epauletten seines Vaters besudelte, und Cesarine, Arm in Arm mit Heurtault, und Paul, der sich taumelnd an den Armstumpf des alten ungarischen Generals angefaßt hielt; und alle diese Grimassen schneidenden Gesichter vermischt mit den versoffenen Gesichtern der gesättigten Soldateska, durch die ich mich wie ein Ertrinkender hindurchschlug.

Was für ein Gesicht würde der Kapitän machen, wenn er mich den nächsten Tag trifft, und mit welchen Worten konnte ich selbst ihn anreden? Damit beschäftigte ich mich, als ich zu Bett ging. Und doch konnte ich es nicht erwarten, bis dieser Augenblick eintrat. Zu viele Fragen, auf die sich keine Antwort fand, stürmten auf mich ein, und ich athmete schwer, dieser Bein überliefert worden zu sein. Zu gleicher Zeit fühlte ich mich wie zerschlagen vor Ermüdung. Und wie ein Stock fiel ich in der Scheune nieder, die uns in Champrais als Quartier angewiesen worden war. Einige zwanzig Leute lagen schon schnarchend da, eingebuddelt in dem Stroh und den Kopf in ihre Kapuzen eingewickelt. Und sofort schlief ich selbst mit ihnen ein, indem ich zu mir selbst sagte:

„Morgen! morgen werde ich es erfahren.“ —

Es schien mir, als wenn ich erst vor einer Minute eingeschlafen sei, als ich plötzlich draußen Reveille blasen hörte.

Ein klägliches Horn schluchzte mit heiserer Stimme. Es kam fast sogleich wieder außer Athem und vollendete nicht einmal sein Signal, das es Weinerlich in einem kraftlosen, fettigen Quaken ausklingen ließ. Ohne Zweifel hatte der Mann sich gewohnheitsmäßig beim Morgengrauen erhoben und hatte mechanisch sein Blech an den Mund gesetzt. Dann als er sich allein inmitten der leeren Straße erblickt hatte und sich erinnerte, daß er

keinen Befehl erhalten hatte, war er wieder zurückgekehrt, nachdem er mit einem trägen Athemstoß in das Horn seine Wangen aufgeblasen hatte. Dieser Bedruf, der selbst kaum aufgewacht war, hatte nicht viele um mich herumgeweckt. Zwei oder drei hatten sich mit einem Sprunge aufgerichtet, um sich sofort wieder in das Stroh zu vergraben. Das laute kurz abgebrochene Schnarchen verwandelt sich in seufzende, ferne Flötentöne. Wirre Worte, laute Flüche wurden ausgerufen, wie wenn sie im Schlafe sprächen. Der einzige deutlich ausgesprochene Satz war der, den ein Pariser schnarrte: „Spud doch in Deine Kabauflöte, mein Alter. Spud hinein, heut' ist heiliger — Faulsenzer!“

Und rasch kam der kaum unterbrochene Schlaf wieder über ihn, und er schnarchte mit dem Ton einer dicken Orgelpfeife, während ich unklar dachte:

„Oh, man sieht wohl, daß der Kapitän nicht da ist. Oh, wenn er da wäre! Warum ist er nicht da? Aber morgen, morgen wird er da sein, und ich werde es erfahren.“

Obwohl ich ihn erwartete, und trotz meines Wunsches mit ihm zu sprechen, war ich aber doch nicht böse über seine Abwesenheit, und ich zog davon Nutzen, um wieder in den tiefen Schlaf der übrigen zu versinken; im Stillen lachte ich noch zustimmend über das Spottwort des Pariser, der so die Disziplin verhöhnete. — — —

„Ratatata! Ratatata!“

Diesmal waren wir wirklich im „Morgen“. Oh welcher freudiger Klang war es diesmal; nicht mehr dieser schluchzende traurige Bedruf in dem dunklen Nebel des Morgens, der wie der Schrei eines heiseren Hahnes geklungen hatte, sondern der Appell zur Proviantvertheilung, dessen freudige wiederholte Lockrufe wie Fanfaren schmetterten. Es war bereits heller Tag; mit einem Schläge war alles auf den Beinen. Alles stürzte nach der Thür, die verschlafenen Gesichter leuchteten heiter auf.

„Ratatata! Ratatata!“

„Wie das ratterte! Wird denn Fleisch vertheilt?“

„Ja, und noch dazu frisches.“

„Wem zu Ehren?“

„Dem Vater Roland zu Ehren. Ihr Inzplatscher!“

Es war ein Seesoldat, der uns das zurief. Ein berittener Seesoldat. Ja, ein Seesoldat hoch zu Ross auf einem Teufel von Pferde, auf dem er wie ein Affe hochte. Er bohrte dem Pferde die beiden Abfäße in die Flanken und galoppirte davon, indem er seine Beine wie eine Zange zusammenbrückte, seinen Rücken ganz krumm bog und mit seinen Ellenbogen seine Seiten schlug, als wenn seine Ärmel leer wären.

Man plauderte und zog nähere Erkundigungen ein. Manuskripten, die früher als wir aufgestanden waren, brachten uns genauere Nachrichten. Es schien, als ob thatsächlich ganze Kinderheerden in die Berge getrieben worden waren, um sie zu sichern, während die Armee bei Belfort beinahe vor Hunger umkam; das war der Grund, weshalb der Vater Roland uns frisch verproviantirte, der närrischen Intendanz zum Trost, die das verweigert hatte.

„Es lebe der Vater Roland; nieder mit dem Salz-Reis-Brot!“ —

Für ein Nichts war man im Stande, einen Aufstand zu beginnen oder mit ausgepflanztem Bajonnete gegen die Stadt zu marschiren, um es sogleich in das frische Fleisch und dann ein wenig später in das etwas zähere der Herren Intendanten zu stechen.

Halt still! Eine Soldatenrevolte und der Vater Roland, das sieht auf zwei verschiedenen Blättern. Der alte Knasterbart, ein Schiffskapitän, der jetzt die Stellung eines kommandirenden Generals bekleidet, spaßt nicht mit der Disziplin. Vor der Ankunft der Ost-Armee, die alles über den Haufen stürzte und jede Ordnung auflöste, hatte das von ihm befestigte Besançon einem zum Manöver klaren Schiffe und die Garnison einer Schiffsbesatzung geglichen. In der Verwirrung und wilden Unordnung war der Vater Roland insolge der Fehler der Stabsoffiziere, von denen sich immer einer auf den anderen verlassen und die Truppen ohne Instruktionen gelassen hatten, überrumpelt worden. Aber heute, meine Bürschchen giebt es nichts Derartiges mehr. Oh, der alte Seebär hatte nicht lange Zeit mit Laviren verloren. Die Nacht und der Tag haben ihm genügt, um dem Dienste

wieder Nachdruck zu geben. Und sogleich fühlte man überall seine feste Hand.

Neue Seelente zu Pferde bringen Befehle. Drollige Ordnungen! Aber die Befehle, die sie überbringen, werden ausgeführt. Offiziere kommen an. Woher? Niemand weiß es, niemand kennt sie. Aber sie haben stramme Haltung und man sieht es ihnen an, daß sie wissen, was sie wollen. Wir sammeln uns. Kurz und gebieterisch ist der Armeebefehl, der uns vorgelesen wird.

Der See-Kapitän, Kommandant des Platzes, verlangt, daß das Deck seines Schiffes, das heißt Besançon, so sauber sein soll, wie vorher. Er hat es tüchtig gesagt. Es ist unbedingt verboten, die Stadt zu betreten, wenn der Dienst es nicht erforderlich macht. Die Mannschaften haben sich binnen vier- undzwanzig Stunden ihren respektiven Truppentheilen anzuschließen, deren Standquartiere genau bezeichnet sind. Dort, und nur dort wird der Proviant verteilt. Nachzügler, die man morgen nach 12 Uhr mittags noch isoliert antrifft, werden als Deserteur betrachtet.

„Abtreten!“

Man rief nicht mehr: „Es lebe der Vater Roland!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der norwegischen Gegenwart - Literatur.

(Die Dichter des Volkslebens.)

Es bedarf in Deutschland keines Hinweises mehr, einer wie seltenen Blüte sich gegenwärtig die norwegische Literatur erfreut. Eine ganze Reihe von Namen lebender und schaffender Dichter Norwegens haben einen Welttruhm erlangt und eine nicht geringzählige zweite Reihe ringt sich empor und beginnt auch außerhalb ihres Vaterlandes Ansehen zu erlangen. Zu den ersteren zählt Ibsen, Björnson, Jonas Lie, Arne Garborg, zu den letzteren Alex. Kielland, Amalie Skram, Knut Hamsun, Gabriel Finne. Aber dem genaueren Kenner norwegischer Gegenwartsliteratur ist damit die Zahl der hochbegabten, leistungsfähigen Künstler noch lange nicht erschöpft. Hinter diesen steht noch eine ganze Reihe, die hinsichtlich ihrer künstlerischen Begabung zu den schönsten Hoffnungen berechnen und in ihrer Heimath bereits unbestrittene Ehrenplätze einnehmen. Wenn sie bei uns nicht so schnell bekannt geworden sind und vielleicht auch niemals zu solchem Ansehen emporsteigen werden, wie die älteren Verfasser, so liegt dies vielleicht nicht so sehr in ihrer minderen künstlerischen Gestaltungskraft, als vielmehr in der ganz anderen Beschaffenheit ihrer Kunst. Wenn die älteren großen nordischen Dichter so schnell auch im Auslande Anerkennung fanden und theilweise auf dasselbe einen tiefgehenden Einfluß ausübten, so kam es daher, daß sie Problemdichtungen schufen, daß eine wahre Fluth neuer, eigenartiger Ideen, neuer Forderungen an die Gesellschaft und das Individuum in plastischer Gestaltung dargeboten wurde. Ideen sind nicht nur zollfrei, wie ein altes Scherzwort sagt, sie sind auch importierbar, sie finden schnell und reichen Absatz, unsere schnelllebige und durch die Abhebung oberflächliche Zeit ist gar so schauhungriig.

Bei der grüblerischen Veranlagung des norwegischen Volkes verwandelte sich plötzlich jeder Lebens Eindruck in ein Problem, jedes Ereignis erzeugte eine Idee und die Theorien für die Beglückung des Individuums oder der Gesellschaft, für die einzig richtige Regelung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander überstürzten sich förmlich.

Ein Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Die Jugend sah, daß all dies Theoretisieren und Disputieren ein Fechten gegen Windmühlen war, der tiefe Zweifel an allen Bestrebungen, sie machten sich nennen, wie sie wollten, der unserer Zeit so eigen ist, griff auch in Norwegen um sich, man bekam einen Widerwillen gegen alle Problemdichtung, der Satz von Georg Brandes, daß die Dichtung aus den Ideen der Zeit ihre Nahrung saugen müßte, war nicht mehr die höchste und letzte Wahrheit. Man wandte sich der von Frankreich ausgehenden Parole des „l'art pour l'art“ zu. Die weissen der jungen Dichter verließen die Ideenzentren und begaben sich in die stille Landeinsamkeit oder auf Reisen in fremde Länder, kurz überall hin, wo man ein stummer, stiller Beobachter von Menschenleben sein konnte, ohne in den Strudel der die Zeit bewegenden Bestrebungen hineingerissen zu werden.

Da gab es nun zwei Wege: Entweder man versenkte sich grüblerisch in sein Innenleben, suchte dessen verborgene Saiten erklingen zu lassen, den Ton zu erlauschen und wiederzugeben, man ging nur darauf aus, das Stimmungs- und Empfindungsleben einiger Individualitäten zu erfassen und darzustellen und brachte dies, wie es bei einem so mit dem Naturleben verwachsenen Volke, wie es die Norweger sind, mit dem Stimmungsleben der Naturwelt in Verbindung — oder man wurde zum scharfsinnigen Beobachter des Außenlebens, der kleinen, feinen, individuellen Züge der Leute, Fischer und Seemänner, man suchte die hier empfangenen Eindrücke schlicht und einfach, ohne einen Hintergedanken oder ein damit verbundenes Ziel wiederzugeben.

Schon früher war, durch Björnson's Beispiel entfacht, einmal eine Periode gewesen, in welcher der norwegische Bauer, das Fischer- und Seemannsleben den Stoff der Dichtung abgegeben. Aber damals trat man mit einer vorgefaßten Idee an dasselbe heran, man sah in dem Landbewohner die unverfälschte Natur, man wollte durch ihre Verherrlichung eine Art nordischer Renaissance erwecken. Der Rückschlag und die Enttäuschung blieb nicht aus, als sich zeigte, daß der durch den Pietismus in seiner seelischen Flugkraft gebrochene norwegische Bauer seine hohe Aufgabe nicht zu erfüllen vermochte. Das Märchen von dem herrlichen, geist- und ideenbegabten Naturkinde, das in dem norwegischen Fjellbauern stecken sollte, mußte zertrübt werden; und Arne Garborg mit seiner scharfen, polemischen Methode vollzog diese Arbeit mit so sicheren, scharfen Strichen, daß das ganze Gebäude zusammenbrach.

Nein, als man jetzt sich wieder dem Bauern und Fischer näherte, um ihn als Stoff künstlerischer Gestaltung zu verwenden, kam man ohne vorgefaßte Ideen zu ihm, ohne daß man ihn zur Beleuchtung einer Theorie benutzen wollte; man setzte sich hin, um das Bauern- und Fischerleben einfach zu studiren, wie es wirklich ist, man wollte in plastischer Gestaltung menschliche Individualitäten zeigen.

Wie sehr für diese Richtung der Ausdruck „studiren“ zutrifft, geht schon daraus hervor, daß in einem früher gar nicht gefamten Umfange die Skizze, die kurze Episode, die das Verhalten des Morells nur in einer einzelnen bestimmten Situation darstellt, vorherrscht. All diese Verfasser: Hans Aanrud, Hans E. Kink, Jacob Hilditch, Rasmus Völand, Peter Egge, Thomas P. Krag, die so ziemlich gleichzeitig um das Jahr 1890 herum mit ihren Dichtungen austraten, haben eine große Anzahl solcher kleiner Situations- und Charakterbilder geschrieben. Bei Rasmus Völand spielt allerdings noch ein gewisser polemischer Zug hinein, er beabsichtigt noch mit seinen grellen Wirklichkeitsbildern die frühere Idealisierung zu verspotten, und daneben bohrt bei ihm eine satirische Spitze gegen die brutale Herrschaft des Gelofades. Auch Peter Egge begann als Problemdichter sogar auf gesellschaftlichem und sozialem Gebiet; aber dann wandte er sich der Bauernskizze zu, um in nicht selten humoristisch gehaltenen Einzelbildern das Leben derselben zu veranschaulichen. Ja, es ist eine Eigentümlichkeit bei fast all diesen Verfassern, daß ein bald breiter, behaglicher, bald leicht satirischer Humor ihre Betrachtungsweise des Volkes durchzieht, daß sie einen scharfen Blick für die unfreiwillige Komik haben.

Bei Peter Egge hat dieser Humor etwas Schenes, Zurückhaltendes, er verbirgt sich hinter einer erusten, fast feierlichen Miene und sucht sich nur durch die Kontrastwirkung geltend zu machen. Bei Rasmus Völand hat er etwas scharf Regendes, man fühlt hinter dem Lächeln das bittere Weh, der Verfasser weiß, daß das, was hier humoristisch erscheint, den Menschen selbst tiefen Schmerz bereitet hat. Bei Aanrud ist der Humor der herrschendste Zug. Sein Humor hat etwas Breites, Behagliches, gutmüthiges Gemüthliches. Wenn Aanrud aber ernst wird, liegt etwas unendlich Jartes und Inniges über seiner Darstellung und doch so schlicht Natürliches. Der Humor von Jacob Hilditch hat etwas Ueberlegenes, der Dichter steht seinen Gestalten nicht, wie Aanrud, mit milder Sympathie, sondern mit lächelnder Kritik gegenüber; er versenkt sich auch mehr und lieber in Sonderlingsgestalten, für deren wechselnde Individualitäten er eine erstaunlich vielseitige Darstellungsfähigkeit besitzt.

Mit Hans E. Kink befinden wir uns dann auf dem Uebergangsstadium zu der zweiten Richtung, die sich, wie ich oben kurz skizzierte, die jüngsten Norweger erwählten. Auch Kink meistert noch die völlig objektive realistische Darstellung des Volkslebens — aber dieses ist ihm nicht die Hauptsache, er strebt mehr nach einer Erfassung und Ausgestaltung der Stimmungserlebnisse seiner Menschen, er wie Thomas P. Krag haben es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht, den mächtigen Einfluß der nordischen Natur auf die psychologische Entwicklung der Kinder des Landes zu zeichnen. In beiden lebt ein starkes lyrisches Empfindungsvermögen und die Fähigkeit, diesen Stimmungen ein ergreifendes, farbenreiches Kolorit zu geben. Beide sind Westnorweger und haben es daher mit der Schilderung der düstern Fjord- und Nordmeer-Natur zu thun, die in den Menschen einen harten Gang zur Mystik entwickelt. Ihre Stimmungsgemälde sind von düsterem Unterfang; aber namentlich bei Thomas P. Krag finden wir eine stolze Resignation, ein mutiges Aufschnehen des Schicksals, das seinen Dichtungen etwas Auffrischendes und Kampfstärkendes giebt. Auch Krag verfügt über einen gewissen Humor; aber ein Humor, der nur einem Sonnenblick durch trübe Regenwolken gleicht, ein milder, mitleidiger Sonnenstrahl über das trübe Nebelgrau. Denn Krag hat Mitgefühl mit seinen Gestalten, er schildert nicht kalt und nüchtern, trotz aller Lebensfülle nicht ohne subjektive Abtönung. In ihm, mehr aber noch in Kink ist etwas vom Lyriker, dessen eigenes Gefühlleben sich in dem Dargestellten widerpiegelt.

Natürlich ist die Zahl der Darsteller norwegischen Volkslebens in dieser kurzen Uebersicht noch nicht erschöpft. Ich mußte, um nicht zu weit geführt zu werden, sogar auf so begabte Verfasser wie Jens Tredt und den neuerdings hervorgetretenen Ole Bang verzichten.

Es sind hiermit auch keineswegs alle hervorragenden gegenwärtigen Verfasser Norwegens berührt, denn eine ganze Reihe derselben widmen sich, wie Wilhelm Krag, vorzugsweise der Stimmungslyrik oder dem psychologischen Roman.

Um diesen Dichtern einigermaßen gerecht zu werden, müßten wir sie schon in einem besonderen Artikel einer kurzen Betrachtung unterziehen.
E. Brausewetter.

Kleines Feuilleton.

— **Meine Kirchenfrau.** Mir gehört sie nicht, und zu ihren Geschäftsfreunden zähle ich auch nicht; ich nenne sie so, weil sie die einzige ist in unserem Viertel und gerade unter meinem Fenster ihre Waaren feil hält. Schon gleich nach neun Uhr Vormittags ängt sie um die Ecke. Neugt? Ganz richtig. Ob sie keinen „Blauen“ sieht. Ist die Luft rein, dann fährt sie mit ihrem vierräderigen Handwagen langsam und vorichtig wohl hundert Schritte die breite Straße hinauf, auf der die Pferdebahngelise laufen, biegt dann zurückkehrend in die Querstraße ein, fährt ein gutes Stück hinunter, dreht ihren Wagen herum und macht schließlich an der Straßenecke Halt. Früher half ihr ein großer, gelber Bittelhund ziehen, und sobald sie Postlo gefaßt, galt ihre erste Fürsorge diesem Thier. In diesem Jahre geht sie allein vor dem Wagen. Vielleicht ist der Hund gestorben, vielleicht konnte die Frau nicht mehr das Futter erschwingen. Der Wagen steht. Mit beiden Händen faßt die Frau nach dem grauen Wetterdach und rollt die eine Hälfte auf. Schnell dreht sie sich um und greift in die aufgenähte Tasche ihres blauen Schurzes, der den rothen weißgetupften Ratturock fast verdeckt. Ein rothes Schnupftuch und eine Birkenrinden-Dose kommen zum Vorschein. Erst wird einige Mal herzhaft geschniezt, dann fährt der Dofendeckel in den Tabak und bewegt sich langsam nach dem linken Nasenloch; die Ladung verschwindet. Auch das rechte Nasenloch erhält seine Ration. Dann werden Dose und Schnupftuch zusammengepackt und erhalten ihren Platz in der rechten, vorderen Wagenecke. Die Hand greift über die kleine Waage hinüber und zieht aus dem Dütenlager eine Flasche hervor. Es ist Kaffee darin. Ein kleiner Schluck. So! Und nun kann das Geschäft beginnen. Nein, noch nicht. Während des Fahrens sind einige der rothen Kirchen auf die schwarzen herübergerollt, und von diesen sind wieder einige unter die gelbrothen gerathen. Da muß erst sortirt werden. Dann werden die Schiefertäfelchen, auf denen die Preise verzeichnet stehen, geordnet. Nun aber kann's losgehen, das Verkaufen. Während die Frau wie zählend an den Messingknöpfen ihrer Taille herabfingert, naht sich der erste Käufer. Es ist ein Mädchen, das einen Kinderwagen vor sich herschiebt, an ihren Rockfalten hängen noch zwei Kinder. Von der Herrschaft hat sie einen Groschen mitbekommen, jetzt läßt sie dafür zwei kleine Düten füllen, jede mit einer anderen Sorte. Als sie sich entfernen will, drückt ihr die Frau einige Kirchen in die Hand: damit sie dem Geschäft tren bleibe und wiederkomme. Schon seit einiger Zeit ist ein kleiner Straßenzimmer, dessen Hölstein nur an einem Dofenträger hängen, um den Wagen herumgestrichen. Jetzt pflanzt er sich direkt neben der Frau auf, sagt aber kein Wort. „Was willst Du?“ fragt sie. „Kirchen!“ möchte er schreien, aber er hat keinen Pfennig und so schweigt er. In den großen Kinderwagen muß die Frau aber doch etwas gefahren haben, sie greift in den Wagen und legt zwei Kirchen, deren Stiele zusammenhängen, dem Knirps um's Ohr. Mit einem Freudenstrei faßt der davon; er hat's erreicht, er kann heute Kirchen essen. Alte Pensionisten, die ihre müden Knochen in der Sonne wärmen, Arbeiter- und Kleinbirtgerfrauen, die vom Einholen kommen, sprechen bei der Kirchenfrau vor und lassen sich eine Düte füllen, niemand aber legt mehr als einen Groschen an. Dann ist die Schule aus, und nun drängt sich ein ganzer Schwarm um den Wagen. Jetzt heißt es auspassen! Nicht daß eine der kleinen Hände etwa zugreifen würde, ohne zuvor Geld hingelegt zu haben! Nein, die Sache macht sich anders. Es ist eigenthümlich, wie unruhig die Kirchen werden, wenn so zehn, zwanzig Kuben um den Wagen stehen und einander hin und herschieben. Auf einmal schreit einer: „Da ist eene runter gefallen.“ „So nimm sie!“ lacht die Frau. „Da liegt ooch eene!“ Auch der kommt noch zu einer Kirche. Dann aber wettet die Frau los, der Schwarm zerfliehet. Hintenach lacht sie sich freilich eins, sie kennt den Hummel von ihrer eigenen Jugendzeit her. Gegen Mittag erscheint der Mann der Kirchenfrau und bringt eine frische Flasche Kaffee und eine Schrippe. Ich habe ihn im Verdacht, daß er stark unter ihrem Pantoffel steckt. Als sie noch den Hund hatten, sprach er mit ihm oft viertelstundenlang, vertraulich und leise, wie mit einem Gleichgestellten: das läßt tief blicken. Die beste Geschäftszeit ist gegen Abend. Dann kommen alle die Frauen des arbeitenden Volkes, denen es möglich war, ein paar Mund voll frische Luft im Hain zu schnappen, zurück, und manche opfert dann einen Nickel, um ihren Kindern etwas mitzubringen. Und dann stellen sich die Dienstmädchen aus den umliegenden Häusern ein; einem jedem weiß meine Kirchenfrau zur Düte einen Rath mitzugeben, wie es am besten mit seiner Herrschaft fertig werden kann.

Einen Monat wohl währt die Kirchenzeit, dann kommen die Stachel- und Johannisbeeren und jene kleinen gelben Pflaumen, die aussehen als hätten sie das Fieber. Mit den Birnen nimmt das Geschäft noch einmal einen Aufschwung. Ist auch ihre Zeit um, dann faßt die Frau ihren Wagen und zieht davon. Ich kenne meine Kirchenfrau nun schon über sechs Jahre. Ihr Haar ist weiß geworden in der Zeit, wie garstlich ihr Gesicht. Wenn sie

im nächsten Sommer wieder erscheint, lasse ich ihr von jungen Posaunisten ein Ständchen bringen. —

Literarisches.

— **Wildenbruch** hat eine neue Tragödie vollendet. Das neue Bühnenwerk wird voraussichtlich in der ersten Hälfte der nächsten Saison im „Berliner Theater“ zur Aufführung gelangen. —

Kunst.

— Von der mexikanischen Regierung ist ein internationaler Wettbewerb um Entwürfe für ein neues Parlamentsgebäude in Mexiko ausgeschrieben worden. Das Haus für die gesetzgebenden Körperschaften Mexikos soll sich auf einem freien Plage der Stadt erheben, eine gewirteförmige Fläche von 100 zu 100 Metern einnehmen und mit einem Kostenaufwande von 1½ Millionen mex. Dollar (etwa drei Millionen Mark) errichtet werden. Die Entwürfe sind vor dem 30. November dieses Jahres bei dem Verkehrsministerium in Mexiko einzureichen. Für den besten Bauplan ist ein Preis von 15 000 mex. Dollars ausgesetzt, weitere 6000 Dollars sollen nach dem Ermessen des Preisgerichts an die Verfasser des zweit- und drittbesten Entwurfs vertheilt werden. Die in spanischer und französischer Sprache abgefaßten Bedingungen und Unterlagen des Wettbewerbs können in der Geschäftsstelle des Zentralblattes der Bauverwaltung, das in seiner neuesten Nummer nähere Mittheilungen über den Wettbewerb enthält, eingesehen, auch von dem Verkehrsministerium in Mexiko bezogen werden. —

Erziehung und Unterricht.

— **Eisenbahn-Plakate als Unterrichtsmittel.** Unter diesem Schlagwort schreibt die „N. Fr. Pr.“: Jedem Reisenden sind die kunstvoll ausgeführten, farbenprächtigen Plakate der k. k. österreichischen Staatsbahnen bekannt, die Partien an der Arlbergbahn, das Salzkammergut, die hohen Tauern, Zell am See, den Böhmerwald und andere Gegenden an den Linien der k. k. Staatsbahnen mit großer Naturtreue darstellen. Es ist in letzter Zeit wiederholt vorgekommen, daß die k. k. Staatsbahn-Verwaltung von Schulleitungen um die Ueberlassung dieser Plakate zu Unterrichtszwecken angegangen wurde, welchem Ansuchen auch immer entsprochen ward. Das Eisenbahnministerium hat in Folge dessen den Entschluß gefaßt, die Abgabe dieser Plakate an Schulen in geeigneter Weise zu ordnen; es hat daher an das Ministerium für Kultus und Unterricht die Anfrage gerichtet, ob die Plakate der k. k. österreichischen Staatsbahnen zu Schulzwecken geeignet erscheinen. Das Unterrichtsministerium hat dem Landes-Schulrath eröffnet, daß gegen die Verwendung dieser Plakate beim Unterricht in allgemeinen Volksschulen, sowie gegen deren Anbringung in den Klassenzimmern dieser Schulen kein Anstand obwaltet. —

Aus der Thierwelt.

— **Die unterirdische Thierwelt.** In dem höhlenreichen amerikanischen Staate Kentucky giebt es eine besonders berühmte Höhle, die wegen ihrer Größe den Namen der Mammothhöhle erhalten hat. Diese Höhle birgt in ihrem Innern ein ziemlich lebhaftes Thierleben, mit dem sich schon seit einiger Zeit die Zoologen beschäftigt haben. Im Jahre 1889 erschien von dem amerikanischen Gelehrten Packard ein längerer Aufsatz über diese Höhlenfauna, in dem nicht weniger als 41 verschiedene Thiere beschrieben wurden, die man zum theil schon in der Welt des Lichtes lebend kannte. Unter diesen Thieren waren 9 Arten von Infusorien, 3 Arten von weißen Ameisen, 4 Arten von Krustern, 8 Arten von Spinnen und Skorpionen, 1 Tausendfüßler, 14 Insektenarten und 2 verschiedene Fischarten. In dem neuesten Monatshefte des „American Naturalist“ zeigt der Zoologe Gall durch die Beschreibung von weiteren 9 neuen Arten, daß der Reichthum dieser unterirdischen Thierwelt noch nicht erschöpft ist. Unter diesen neuen Thieren befindet sich ein Mollusk, 2 Thyanuren (einer Unterordnung der geradflügeligen Insekten, zu der z. B. das bekannte Silberfischchen und der Gletscherfloh gehören), eine Gattung aus der Familie der Bächerläuse, 2 Milbenarten und 3 Arten von Fliegen. Nicht alle von diesen Thieren sind blind, wie es sonst bei den Höhlenbewohnern gewöhnlich der Fall ist. Die meisten von ihnen leben unter Steinen und auf oder in faulem Holz, auch die in der Höhle wohnende Muschel lebt auf den feuchten Oberflächen von altem Holze. Eine der Fliegen nährt sich von einem Pilze, der noch mit einigen anderen Arten seiner Familie hier ein unterirdisches Leben führt. Es ist noch die Frage, ob diese neuen Untersuchungen die Mannigfaltigkeit des thierischen Lebens in der Mammothhöhle erschöpft haben, oder ob der Wissenschaft noch weitere Bereicherungen aus derselben bevorstehen. —

Astronomisches.

— **Ueber die nächste totale Sonnenfinsterniß,** die am 22. Januar 1898 stattfindet und im mittleren Vorderindien zu beobachten sein wird, veröffentlicht der englische Astronom Norman Pogher einen Aufsatz, in dessen erstem Theile er die Ausichten für die Beobachtung der Finsterniß bespricht. Die Engländer sind durch die Mißerfolge bei der totalen Sonnenfinsterniß des vorigen Jahres nicht entmutigt; es werden von dem vereinigten Komitee der

Königlichen Astronomischen Gesellschaften drei Expeditionen ausgerüstet werden, von denen eine an der Westküste von Indien in dem Orte Vizjadurg und zwei im Inlande Stellung nehmen werden, außerdem wird eine englische Dampfergesellschaft dem Publikum Gelegenheit zu einer Reise nach Indien zwecks der Anwesenheit bei diesem Naturschauspiele bieten. Die Ausfichten für die Beobachtung desselben sind nach den meteorologischen Angaben die allergünstigsten. Der indische Meteorologe Etiot hat die hauptsächlichsten meteorologischen Bedingungen für den Landstrich zusammengestellt, für den die Sonnenfinsternis eine totale sein wird. Zu diesem sind die Monate Januar und Februar die regenärmsten und kältesten. Die Temperatur schwankt im Innern des Landes zwischen 25 und 35 Grad Celsius. Die Luft ist für gewöhnlich sehr trocken, der Himmel wolkenlos und die Winde schwach. Für den Küstenstrich, der für die Beobachtung der Finsternis in betracht kommt, ist während des Monats Januar die Wahrscheinlichkeit stürmischen Wetters weniger als $\frac{1}{50}$. Regen ist im Januar auf der ganzen Halbinsel sehr selten, besonders an der Westküste. Hier beträgt die mittlere Zahl der Regentage nur 0,2 d. h. noch nicht 5 Stunden im ganzen Monat und auch weiter östlich ist die Zahl der Regentage höchstens gleich 2 im Monat. Diesmal dürfen also die Astronomen mit großer Zuversicht die Hoffnung hegen, daß ihre Bemühungen von Erfolg begleitet sein werden, und daß die totale Sonnenfinsternis vom 22. Januar 1898 die Erforschung unseres Muttergestirns wieder um ein beträchtliches Stück vorwärts bringen wird. —

Medizinisches.

— **Einen Fall von Vanille-Ausschlag**, einer Gewerbekrankheit, die in der Handelsstadt Hamburg relativ häufig vorkommt, sich in der Literatur aber noch nicht beschrieben findet, stellte jüngst Dr. Arning in Hamburg dem Hamburger ärztlichen Verein vor. Nach der „Deutschen Medizin. Wochenschr.“ handelt es sich um ein Ekzem (Ausschlag), das bei allen denen aufzutreten pflegt, welche sich mit der Sortirung und Packung der Vanille beschäftigen, und welches unter dem Personal der Vanille importirenden Firmen als Vanille-Ausschlag allgemein bekannt ist. Von den betr. Importeuren hat Arning erfahren, daß ausnahmslos alle frisch Angestellten innerhalb der ersten drei bis vier Wochen erkranken, nach Ablauf von ein bis zwei Wochen abheilen und fortan immun gegen diesen Einfluß der Vanille sind. In bezug auf Fragen hinsichtlich verschiedener Wirkung der einzelnen Vanillesorten lernte Arning, daß die stärksten Ausschläge zu entstehen pflegen von der stark kristallisierten Vanille. Da nun aber die weißen nadelförmigen Kristalle, welche auf der Oberfläche der schwarzen Schoten (Fruchtschoten einer ursprünglich mexikanischen, jetzt auch in anderen Tropenländern angepflanzten Orchidee, Vanilla planifolia) aus dem wirksamen Agens des Gewürzes, dem Vanillin, bestehen, so scheint direkt dieser Körper für den Hautreiz amschuldigen zu sein. Interessant wäre es, von anderer Seite zu erfahren, ob die Arbeiter in den chemischen Fabriken, welche das Vanillin aus der Cambiumschicht junger Nadelhölzer herstellen, ebenfalls an solchen Ekzemen (Ausschlägen) erkranken. Das Ekzem befällt regelmäßig zuerst die Hände (Rücken der Finger und Mittelhand), sowie die Stirnpartien über den Augenbrauen, breitet sich als akutes Ekzem mit zuweilen recht heftiger Schwellung und starkem Juckreiz über das Gesicht und die Vorderarme aus, schwindet dann unter indifferenter Behandlung meistens von selbst und kommt wohl deshalb nicht zur Beobachtung der Aerzte, weil die Mitarbeiter das Leiden kennen und dem Kranken es als für seinen Beruf obligates, bald spontan schwindendes und dann nie wiederkehrendes schildern. In einzelnen Fällen scheint diese Immunität aber auszubleiben. Arning macht noch darauf aufmerksam, daß alle mit Vanille beschäftigten Menschen stets nach diesem Gewürze riechen, auch wenn sie nach der Arbeit sich baden und umziehen. So ist die Diagnose leicht, auch wenn der Patient sie nicht aus eigener Kenntnis fertig mitbringt. —

Technisches.

— **Stahlwolle.** Als Ersatz der Sand-, Glas- und Smirgel-papiere werden neuerdings außerordentlich feine Stahlspähne unter dem Namen „Stahlwolle“ in den Handel gebracht. Sie eignen sich nach der „Oesterreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen“ sehr gut für die Polirung und für die Metallbearbeitung. Die feinsten Sorten der Stahlwolle haben das Aussehen und den Griff wirklicher Wolle; ihr Preis beträgt 4—6 M. für das Kilogramm. —

— **Das Ende der Panzerkolosse.** Einen Tag vor der großen Flottenschau vor Spithead hat der Erfinder Hiram Maxim einen Vortrag in der „United Service (Army and Marine) Institution“ in London gehalten, in welchem er des weiteren auseinandersetzte, wie er mit seinen Riesentorpedos jede Flotte vernichten wolle. Maxim hält gar nichts von den Panzerkolossen, welche die Beweglichkeit des Schiffes auf ein Minimum reduzieren. Der Panzer könne den modernen Hochsprengstoffen, wenn sie von der Höhe geschleudert würden, nicht widerstehen. Es werde nicht mehr lange dauern, bis die Nationen die Panzerschiffe abschaffen würden. Maxim beschrieb, wie er 1000 lb. Schießbaumwolle, Pikrinsäure oder andere starke Sprengstoffe von einem leichtgebauten Kreuzer abschleßen würde. Ein solcher Kreuzer würde nur 100 000 Pfund kosten. —

Humoristisches.

— Im Ausstellungszaale der naïv-primitiv-rudimentär-violett-sensitiv-symbolistischen Künstlergruppe „Fis“. Maler A. zu Maler B.: Du, jetzt haben wir ein feines Mitglied für unsern Verein gewonnen, einen Prachtkerl — der kann schon rein gar nichts. —

— Von den Freuden der Ehe. Köchin (zu ihrem Schah): „Du, gestern Abend hat mich der gnädige Herr für seine Frau gehalten.“

Wachtmeister (eifersüchtig): „Aha, er hat Dir wohl einen Kuß gegeben.“

Köchin: „O nein! Grobheiten hat er mir gemacht. — („Jugend.“)

— Die goldene Mitte. Der Bischof von Amiens liebte es, gewisse gute Lehren in wikige und späßhafte Form zu kleiden. Eines Tages fragte ihn eine Dame, was er vom Schminken halte. Manche behaupteten, es sei erlaubt, manche, es sei verboten. — „Nun,“ lautete die Antwort, „was mich betrifft, ich sehe es immer gern, wenn man die goldene Mitte einhält. Deshalb will ich Ihnen erlauben, wenigstens die eine Seite Ihres Gesichtes zu schminken.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Professor Engelmann in Utrecht hat die Berufung auf den physiologischen Lehrstuhl der Berliner Universität als Nachfolger du Bois-Reymond's angenommen. —

— Bei dem Feuer in dem Elektrizitätsgebäude zu Hamburg wurden 5 Feuerwehrlente leicht verletzt. Der Schaden beträgt 250 000 M. Der elektrische Betrieb der Straßenbahn ist nur unerheblich gestört, jedoch müssen auf einige Tage die Anhängewagen infolge nicht genügend starken Stromes fortgelassen werden.

— In Pischlowo bei Noworaglaw ist in der Nacht zum Dienstag ein Haus, in dem zwei Familien wohnten, niedergebrannt. Der Arbeiter Oberkiewicz, dessen Frau und zehnjährige Tochter verbrannten. Von der Familie des Arbeiters Tabacjinski verbrannten drei Kinder, die Eltern erlitten schwere Brandwunden. —

— In Elberfeld tranken an einem der letzten heißen Tage zwei Brieftäger morgens gegen 8 Uhr auf dem Wege zu ihrem Bestellrevier an einer Trunkhalle ein Glas kohlensaures Wasser. Wegen Unterbrechung des Dienstes wurde deshalb der eine mit einer Mark, der andere mit zwei Mark disziplinarisch bestraft. —

— In Eichigt (Sachsen) haben Ameisen ein Wohnhaus in so ungeheuren Mengen besetzt, daß die Bewohner Reißhaus nahmen. Die Ameisen verichaffen sich durch Löcher, welche sie durch Dielen und Fensterrahmen fressen, Zugang in die Wohnräume, bedecken dort zu Tausenden den Fußboden, kriechen die Wände hinan, laufen im Bestuhle umher, sitzen an den Stubengeräthen und wandern in Töpfe, Schüsseln und Teller. —

— **Stuttgart, 1. Juli.** Heute Nacht wüthete ein furchtbares Unwetter in den Oberämtern Neckarthal, Weineberg, Dohringen, Künzelsau, Gerabrunn und Gall. Zahllose Fenster wurden zertrümmert, Dächer abgehoben und Fabrikochornsteine umgeworfen. Tausende von Obstbäumen sind theils entwurzelt, theils umgebrochen. Felder und Weinberge sind auf weite Strecken von bühereiregroßen Hagelkörnern völlig vernichtet. Der Schaden ist sehr beträchtlich und beläuft sich jedenfalls auf mehrere Millionen Mark.

— Der Timokfluß, der die Grenze zwischen Serbien und Bulgarien bildet, hat infolge der letzten Regengüsse seinen Lauf geändert. —

— Zwei Stunden von Larissa (Thessalien) fand man sechs kopflose Leichen von Griechen. —

— **Konstantinopel, 30. Juni.** Im hiesigen Hafen stieß heute Nachmittag das deutsche Rettungsschiff „Berthilde“ mit dem deutschen Kaufahrtschiff „Reinbeck“ zusammen. Der „Reinbeck“ ging alsbald unter; von der aus 14 Mann bestehenden Besatzung wurde nur der Kapitän gerettet. Bei den Rettungsarbeiten ertranken auch zwei Matrosen eines der österreichischen Stationschiffe. —

— **Preise alter Drucke.** In London ist in den letzten Tagen die Ashburnham-Bibliothek versteigert worden. Die „Biblia pauperum“ erzielte 1050 Pf. Sterl. Die Mazarin'sche oder Gutenberg'sche, die erste mit Metalllettern gedruckte Bibel, brachte 4000 Pf. Sterl. Die erste lateinische, auf Pergament gedruckte Bibel wurde für 1500 Pf. Sterl. verkauft. Für eine Aristoteles-Ausgabe vom Jahre 1483 wurden 16 000 M. gezahlt. —

— Am 30. Juni stießen in Chicago zwei Personenzüge zusammen. Drei Personen wurden getödtet, 25 theils schwer, theils leicht verletzt. —

— **Von der Pest.** Konstantinopel, 30. Juni. Da unter den aus Dscheddah kommenden ägyptischen Pilgern zwei Pestfälle in dem Lazareth von El Tor vorgekommen sind, hat der Sanitätsrath beschlossen, die nach drei Inseln des Rothen Meeres gesandten Pilger nach dem Lazareth auf Skamaran zu schicken und die Abfahrt der Pilger aus Dscheddah zu sistiren. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 4. Juli.